

Geiz

Wer im Seniorenalter geizig wird, verschrenkt Gesundheit und Lebensfreude und zahlt drauf.

Werden Sie jetzt nicht gleich böse, wenn ich behaupte, daß ältere Leute in der großen Gefahr sind, geizig zu werden. Diesen Vorwurf hat man Ihnen bestimmt direkt oder indirekt schon einmal gemacht. Sie haben dann allerdings voller Überzeugung geantwortet, das sei nicht Geiz, sondern Sparsamkeit. Das mag zu einem guten Teil stimmen. Schließlich haben wir alle jene Zeiten hinter uns, wo Sparsamkeit nicht nur höchstes Gebot, sondern auch lebensnotwendige Sorge war, um überhaupt durchzukommen.

Gegen Sparsamkeit hat niemand etwas, gegen Geiz schon. Was ist aber Geiz? – Geiz ist stures Zusammenraffen. Geizig sind Eltern, die ohne Not für sich und ihre Kinder nicht einmal die Wohnung im Winter genügend heizen. Diese Art von Geiz ist nur selten anzutreffen.

Was man Ihnen vorwirft, ist etwas ganz anderes, übrigens gar nicht einmal so schlimmes. Also: Sie haben nun Ihre Rente. Mindestens alle fünf Jahre werden Sie gefeiert. Man ist stolz auf die Oma oder den Opa. Man hat als jüngerer Mensch eine wirklich große Freude, wenn Sie nun das Leben etwas genießen können. Man möchte sogar zuschauen, wie Sie es genießen. So unglaublich das klingt, es ist tatsächlich wahr. Damit sind Sie aber anscheinend gar nicht einverstanden. Sie meinen, Sie hätten etwas falsch gemacht, wenn Sie Ihre Rente aufbrauchen. Sie gönnen sich selbst das oder jenes nicht, weil Sie meinen, Sie würden damit das Geld leichtsinnig ausgeben. Wir sprechen jetzt von der Rente und nicht von dem

Ersparnen, das Sie für besondere Fälle oder Ihre Nachkommen aufgehoben haben.

Die Rente ist Ihnen sicher, Krankenkasse und Versicherungen sind auch sichere Leistungen, auf die Sie vertrauen können. Sparsam sein ist auch richtig. Falsch und unverantwortlich – oder eben geizig – ist es, wenn man durch karges Essen und Sparen bei der Heizung oder sogar an Medikamenten versucht, Geld auf die hohe Kante zu legen, das man bekommt, um gesund, kräftig und zufrieden zu bleiben. Das darf man nicht. Man spart sich übrigens auch gar nichts dabei. Wird man nämlich, was oft vorkommt, dadurch krank, bringt man dem Onkel Doktor das Dreifache und ist erst noch unglücklich dabei.

Glaube

Glauben heißt: etwas für wahr halten, das man selbst nicht überprüfen kann, und ist ein Zeichen demütiger Unterordnung, die aber glücklich macht.

Wir bezeichnen oft sehr leichtsinnig Menschen, die nicht regelmäßig eine Kirche besuchen, als ungläubig. Ebenso unzutreffend ist es, jene Menschen, die sehr oft zur Kirche gehen, einfach als gläubig zu bezeichnen.

Sehr viele Menschen gehen regelmäßig in die Kirche, weil es von altersher Brauch und Sitte ist, machen sich aber kaum je über ihren Glauben Gedanken. Man darf auch sich selbst nicht unbesehen einfach als gläubig bekennen. Wirklich glauben heißt nämlich, einen langen Weg ins eigene Innere zu gehen.

Glauben heißt: etwas für wahr halten, das man selbst

nicht überprüfen kann. Das gilt nicht nur für das Religiöse, auch im Alltag gibt es sehr viele Dinge, die wir einfach glauben müssen. Man hört sehr oft von enttäuschten Menschen die Worte: «Ich glaube nur noch, was ich sehe.» Was man aber wirklich sieht, und demnach selbst überprüfen kann, das glaubt man nicht mehr, sondern das weiß man. Damit man eine Tatsache, ohne sie erst überprüfen zu müssen, glauben kann, muß die Quelle, aus der sie stammt, glaubwürdig sein. Das besagt also, daß derjenige, der uns etwas erzählt oder schreibt, in unseren Augen kein vorsätzlicher Lügner ist, sondern daß wir ihm vertrauen können. Wenn wir also in einer Wettervorhersage hören, ein Sturmtief ziehe in Richtung Europa über den Atlantik, ist diese Meldung für uns glaubwürdig, weil wir nicht annehmen können, daß die Meteorologen uns nun vorsätzlich belügen wollen. Wir glauben also diese Wettervorhersage. Komplizierter wird es, wenn Menschen miteinander über andere Menschen sprechen. Da spielen dann sofort ganz verschiedene Dinge mit. Jeder, der etwas über einen anderen hört und weitersagt, baut automatisch seine Sympathie oder Antipathie zu diesem Menschen in die Aussage ein. Auf diese Weise kann eine Aussage über einen anderen Menschen, wenn sie über drei Stationen gegangen ist, bereits das Gegenteil vermitteln, ohne daß jene, die es weitergesagt haben, unbedingt oder vorsätzlich lügen wollten. So stellt man dann, wenn man irgendwelche Neuigkeiten hört, sofort und richtigerweise die Frage: «Kann man das glauben? Darf man das glauben? War es wirklich so?» Das heißt nun aber nicht, daß man gegenüber allem, was man über die Mitmenschen und den Lauf unserer

Zeit mitbekommt, ganz ungläubig sein soll. Es heißt auch nicht, daß man arglos alles zu glauben hat. Wahrscheinlich ist es richtiger, wenn man vorsichtig zu prüfen versucht, was einem im Alltag erzählt wird. In der Regel ist es ja so, daß gute Nachrichten über Mitmenschen kaum weitererzählt werden. Wenn man also so etwas hört, darf man es schon eher glauben. Verleumdungen und üble Nachrede machen sehr schnell die Runde. Hier ist es besser, zuzuhören, es nicht weiter zu erzählen und zu vergessen.

Ganz anders ist es mit dem Glauben im religiösen Bereich. Hier geht es nun wirklich um Tatsachen, die man selbst nicht überprüfen kann. Soll man da nun wirklich alles glauben, was einem erzählt, geschrieben und gepredigt wird? Es gibt zwar nur einen Gott und nur eine Wahrheit. Davon sind wir wohl alle überzeugt. Trotzdem gibt es bei uns weit über hundert verschiedene Glaubensbekenntnisse. Praktisch alle diese verschiedenen Konfessionen und Sekten berufen sich auf die heilige Schrift, auf verschiedene Kapitel und Verse, und legen sie nach ihrer eigenen Meinung aus. Wie ist so etwas möglich?

Die Antwort ist an sich einfach. Die Bücher der Heiligen Schrift sind nun schon um die zweitausend Jahre alt, und zudem kommen sie aus einem ganz anderen Lebens- und Erfahrungsbereich. Sie beziehen das damalige Denken und die Art des damaligen Lebens in ihre Ausdrücke ein. Werden nun aber nur einzelne Verse aus dem Zusammenhang gerissen und nach persönlichen Vorstellungen interpretiert, dann entstehen so viele Meinungen, wie es Interpreten gibt. Diese privaten und oft sehr unqualifizierten Schriftausleger sind, obwohl sie die gleiche Quelle, das heißt

die Bibel, benutzen, deswegen nicht glaubwürdig, weil sie etwas in ihre Aussage hineinlegen, das sie selbst hören und glauben wollen. Man kommt deshalb im Religiösen dem wirklich Glaubbaren viel näher, wenn man sich an die Auslegungen von Theologen hält, welche die Heilige Schrift – möglichst in der Ursprache – gelesen haben, die Situation der damaligen Zeit genau kennen, und erst dann ihre Aussagen uns vorstellen. Aber auch dann entsteht daraus kein absolut sicheres Wissen. Es bleibt immer Glaube, weil man selbst die Auslegungen nicht überprüfen kann. So ist der Glaube an Gott und seine Gebote also immer ein gehorsames Jasagen zur Tatsache, daß es diesen Gott gibt, daß er unsere Welt erschaffen hat und uns führen und leiten will. Wir müssen diesen Schöpfer als Tatsache annehmen, obwohl wir ihn nicht selbst sehen können. Natürlich sehen wir ihn indirekt in seiner Schöpfung und in unseren Mitmenschen. Das steht an vielen Stellen in der Heiligen Schrift. Letztlich ist der wirkliche religiöse Glaube ein Akt der Demut, dem wir uns nach Seinem Willen im Verlaufe des Lebens jeden Tag zu unterziehen haben. Wieso eigentlich nicht? Sich über alle Glaubenswahrheiten, die seit Tausenden von Jahren von den Menschen immer wieder angenommen wurden, einfach hinwegzusetzen, ist nicht weise Überlegung, sondern ganz einfach Stolz. Dem Stolz aber fehlt die Liebe. Sieht man den Glauben so, dann stimmt das alte Wort: Der Glaube des einfachen Schäfers, der nie eine Schule besucht hat, ist genau so groß, wie der Glaube eines berühmten und studierten Theologen. Glauben heißt immer, vor dem Allmächtigen in die Knie zu gehen.

Grundsätze

Eine fixe Idee ist noch kein Grundsatz. Echte Grundsätze sind mit der Erfahrung der Jahre formbar wie der Ton in der Hand des Töpfers.

Gute Eltern bringen ihren Kindern Grundsätze bei, nach denen sie leben sollen. Grundsätze sind feste Erkenntnisse, sind gute Erkenntnisse, die im Leben eines Menschen eingepflanzt und einbetoniert werden wie Pfeiler. Grundsätze werden nie umgestoßen, da kann jeder Sturm kommen, sie halten auch dem ärgsten Unwetter stand. Wer Grundsätze hat, so sagt man im Volksmund, den kann nichts erschüttern, weder ein harter Ansturm noch eine leise Versuchung. Sie halten zudem bis ins hohe Alter, und deshalb ist es für einen älteren Menschen undenkbar, daß er einen Grundsatz aus seiner Jugendzeit nun plötzlich umstürzen würde. So weit, so gut.

Es gibt nun aber Menschen, die nennen auch gewisse sture Ideen Grundsätze. Eine fixierte, sture Idee unterscheidet sich aber von einem Grundsatz dadurch, daß man bei einem Grundsatz auch sogleich eine Erklärung bereit hat, warum man aus Überzeugung zu dieser Einstellung stehen muß, im Unterschied zur sturen Idee, für die man keine Erklärung hat oder abgeben will und von der man einfach sagt: «Es ist so, ich lasse mich davon nicht abbringen!», auch wenn es nach außen hin vielleicht unvernünftig erscheinen mag. Sei es nun eine politische Einstellung, sei es eine religiöse Idee, seien es nur die langen Haare unserer modernen Jugend oder ihre Kleider, es ergeben sich im Gespräch unter den Generationen immer wieder scheinbar unüberbrückbare Widersprüche. Das ist auch richtig so, und es wäre falsch, wenn

man einer anderen Meinung einfach nachgeben würde, nur um einem Streit aus dem Weg zu gehen. Trotzdem, so scheint mir, muß in solchen Dingen nicht gestritten werden. Seien es nun sogenannte Grundsätze oder vielleicht sogar sture Ideen, vorgebracht von der älteren Generation, oder, was genau-sogut möglich ist, von den jungen Menschen, so kann man doch eine Mitte finden, wenn man zuerst einmal die Frage stellt: «Wieso hat nun dieser Mensch diese offenbar fixe Idee.» Geht man dann im Gespräch mit gutem Willen dieser Frage getreulich nach, dann kann man ohne Zweifel in jedem Fall feststellen, daß sogar eine Sturheit ihren Grund darin hat, daß irgendwelche jahrelangen Erlebnisse, Seinsweisen oder Zeiterscheinungen dazu geführt haben, daß man sich im Verlauf der Zeit diese oder jene richtige oder scheinbar richtige Tatsache zu einer undiskutablen Meinung gemacht hat. Wird nun in gewissen Fällen eine Diskussion so geführt, daß nicht abzusehen ist, ob einer der Diskussionsteilnehmer nachgeben würde, gäbe es noch eine andere Möglichkeit.

Wieso soll denn nicht jede Generation ihre Meinungen auch behalten und weitervertreten können, ohne daß man sich, selbst wenn man uneinig ist, gegenseitig angreift oder dem anderen seine Meinung aufzwingen will? Wenn es beim ungleichen Gesprächspartner nicht um Dinge geht, die, wenn er sie weiterhin so vertritt, zu einem großen menschlichen oder moralischen Schaden führen, dann darf man doch ganz einfach sagen: «Du hast Deine Meinung und ich habe meine. Du führst Deine Gründe an und ich meine. Obwohl wir uns überhaupt nicht einig sind, können wir trotzdem Freunde sein.»

Jede Meinung hat, wie gesagt, ihre Gründe, ist durch irgendwelche Umstände entwickelt worden, und solange wir diese Umstände nicht genau nachfühlen und nachvollziehen können, müssen wir dem anderen Menschen einfach zugestehen, daß er bei bestimmten Überlegungen im Leben nicht zum gleichen Resultat kommt. Es ist kein Zeichen von Schwäche, wenn man dem anderen Menschen zugesteht, daß er eine eigene Meinung haben darf, und es ist kein Zeichen von Stärke, wenn man mit aller Gewalt seine eigene Meinung nun durchkämpft. Das kann wirklich sturer Egoismus sein. Dafür wollen wir doch nicht unsere Zeit und Kraft einsetzen, nur daß wir vielleicht die Gewißheit haben, jetzt denkt der Mitmensch auch so wie ich. Die Natur hat, sowohl äußerlich wie auch innerlich, jeden Menschen ganz anders gemacht. Deshalb dürfen auch verschiedene Meinungen zu verschiedenen Menschen da sein, und wir wollen nie, vor allem nicht bei Menschen jüngerer Generationen, nur unsere Meinung gelten lassen. Gerade wenn man gegenseitig wirklich tolerant ist, kann aus dem Versuch, sich zu verstehen, schließlich das Verständnis der Überlegungen des anderen Menschen immer klarer werden, so daß man sich schließlich in einer guten Mitte, die von beiden Seiten verstanden wird, treffen kann. Vorsicht also mit dem Ausdruck: «Das ist nun einmal mein Grundsatz!» Es könnte tatsächlich auch manchmal eine sture Idee sein. Wobei aber, wie gesagt, die Sturheit nicht immer nur bei der älteren Generation beheimatet sein muß, sondern auch ganz gerne in jungen Köpfen ihren Wohnsitz nimmt. Es ist die Aufgabe der Älteren, der Jugend zu beweisen, daß es eben verschiedene Meinungen im Leben geben kann.



Haustiere

Es gäbe keine Jugendprobleme, wenn die Menschen sich um die Kinder ebenso sehr sorgen würden wie um die Haustiere.

Der Hund, die Katze, der Wellensittich sind wertvolle Freunde im eigenen Haus. Tatsächlich fühlt man sich nicht allein, wenn man einmal die Anhänglichkeit eines solchen Mitbewohners erfahren hat.

Tierliebe soll aber vernünftig sein und ihre Grenzen haben. Wer die Haustiere über den Menschen setzt, ist schlecht beraten. Auch wenn der treue Hund scheinbar alles versteht, was man ihm sagen will, wenn sich Lebensgewohnheiten fast wie vernünftige Reaktionen täglich zeigen, bleibt der Hund immer ein Hund, die Katze immer eine Katze, der Vogel immer ein Vogel.

Ein Haustier darf man nicht quälen, nicht aussetzen, nicht einfach totschiagen. Ein Haustier darf man aber auch nicht lieben wie einen Menschen. Haustiere haben eine Lebenszeit von wenigen Jahren. Es kommt unweigerlich einmal der Tag, an dem sie nicht mehr aufwachen oder der Tierarzt vernünftigerweise sagen muß, daß das Tier nicht weiter leiden darf. Ein blindes, taubstummes, lahmes Haustier leidet, leidet mehr, als der Mensch ihm zumuten darf. Auch hier muß die Natur ihren Lauf nehmen können. Draußen in der Freiheit überleben kranke Tiere nicht. Die Natur erhält so die Arten gesund.

Gilt es nun, sich auf den Rat des Tierarztes, der seine Verantwortung kennt, von einem geliebten Gefährten zu trennen, dann soll man das tun. Man darf auch traurig sein, niemals aber so, wie wenn ein Mensch sterben würde.

Die Psychologen behaupten heute zu recht, daß es kein Jugendproblem geben würde, wenn die Menschen die Jugend so sehr betreuen würden wie die Haustiere.

Gewöhnlich tut man ja den Schritt, den der Arzt verordnet. Man sagt dann aber gleichzeitig: «Jetzt will ich nie mehr ein Haustier. Dieses Tier war unersetzlich!» Das stimmt aber nicht. Sie werden überrascht sein, wie schnell Sie sich an einen neuen Hausgefährten gewöhnt haben, wie auch der wieder seine lieben Eigenschaften hat und wie er bald der Liebste, Beste und Treuste sein wird.

Heimlichkeiten *Wer nichts Unrechtes zu verbergen hat, darf mit offenem Gemüt vor die Menschen hintreten. Böse Kritik soll uns nie kümmern, wenn wir unsere Pflicht tun.*

Menschen, die sich gut verstehen, haben immer zusammen kleine oder größere Geheimnisse. Dinge, die vielleicht gar nicht so wichtig sind, aber die einfach nicht alle zu wissen brauchen. Das sind die kleinen Heimlichkeiten, und darauf ist jeder Mensch ein wenig stolz. Er sagt sich: «Das weiß nur der andere, und ich bin der einzige, der jenes von diesem Menschen weiß.» Diese Dinge behält man für sich.

Man läßt schließlich nicht gerne wildfremde Menschen einfach in die privatesten Dinge hineinsehen. Nicht in die privaten Dinge des Herzens, aber auch nicht in die äußeren Dinge, das heißt, in jede Schublade der eigenen Wohnung. Erzieher sagen sogar, daß

man schon den kleinen Kindern irgendein Fach im Kasten oder eine Schublade geben soll, etwas, das sie selbst verschließen können und wozu sie den Schlüssel haben. Auch wenn in diesem persönlichen Fach nur kleine Dinge sind, vielleicht ein altes Spielzeug, das nicht mehr richtig funktioniert, einige Steine oder Kastanien, man läßt dem Kind diesen eigenen Raum. So bleibt es aber das ganze Leben, und mit dem Alter verstärkt sich bei allen Menschen das Bestreben, etwas Eigenes zu haben, das andere Leute nichts angeht, auch wenn es nichts ist, das man nicht zeigen dürfte, man will es einfach nicht zeigen. Das ist an sich richtig.

Es gehört aber zu den Erscheinungen des Alters, daß man, wenn man nicht gut aufpaßt, diese Heimlichkeiten etwas übertreibt. Man wird mißtrauisch, man will den anderen Menschen möglichst wenig von den eigenen Dingen sichtbar machen. Man vermutet, sie könnten dann darüber sprechen, sich negativ äußern, oder sie könnten es stehlen. Vorsicht muß sein. Sie darf aber nie zu übertriebenem Mißtrauen werden.

Der berühmte Willi Millowitsch hat eine sehr liebe Familie. Mit seinen Kindern, seinen Schwiegersöhnen und seinen Enkeln hat er ein gutes, freundschaftliches und richtig häusliches Einvernehmen. Es hat sich ergeben, daß ich in den vergangenen Jahren immer, wenn ich in Köln war, automatisch auch Gast im Hause der Familie Millowitsch sein durfte. Man hat mir dann zum Übernachten jeweils das Appartement des Sohnes Peter, der heute auch Schauspieler ist, im oberen Stockwerk zur Verfügung gestellt. Dabei ist mir etwas Wunderbares aufgefallen. Ich komme zwar als Freund, aber doch auch als fremder Mensch in

dieses Haus. In diesem Appartement steht ein Kasten, da ist ein sehr schöner Sekretär und noch eine ganze Reihe von Möbeln. Nichts ist verschlossen. Der Sekretär ist offen. Da liegen Briefe, da liegen Verträge, da liegt Geld, da liegen so viele persönliche Dinge. Weil aber das Vertrauen so groß ist, würde doch ein Gast, wenn er die Häuslichkeit und Liebe der Familie spürt, niemals wagen, in diese Briefe hineinzuschauen, in das Persönliche einzudringen. Es liegt einfach da, und man weiß, es wird nicht von fremden Leuten durchsucht, auch wenn sie das tun könnten, nur weil diese Menschen innerlich gut sind und weil man spürt, daß sie zu ihrem Gast Vertrauen haben. Das ist doch großartig, und deshalb fühle ich mich dort jedesmal, wenn ich wieder komme, sofort wie zuhause.

Wir müssen immer wieder lernen, Menschen, die wir kennen, zu denen wir Vertrauen haben können, nicht zu mißtrauen und ihnen zu zeigen, daß man an sie glaubt. Das macht beide Seiten stark.

In meinem Beruf wird man sehr oft von fremden Familien zum Essen oder zu einem schönen Abend eingeladen. Ehrlich gesagt gefällt es mir dann gar nicht so gut, wenn ich spüre, daß extra für den Gast nun besonders gut aufgeräumt wurde und das Essen auf ganz spezielle Weise zubereitet und serviert wird, aber auf der anderen Seite alles so abgesichert ist, daß kein Blick ins Privatleben möglich wäre. Mir gefällt es viel besser, wenn ich das Gefühl habe, ich komme in eine Familie, in eine Wohnung, und ich darf da auch ein wenig zuhause sein. Wobei natürlich, was ich schon an anderer Stelle geschrieben habe, das nicht so verstanden werden darf, daß man gerade dann, wenn

man etwas älter ist, einfach jeden Fremden in die Wohnung hineinläßt und jedem, der aus irgendeinem Grund in die Wohnung eindringen will, einfach alles glaubt. Da muß man schon vorsichtig sein.

Ganz einfach gesagt: Zuerst muß man fremde Menschen kennenlernen, dann aber soll man zu ihnen Vertrauen haben und sich nicht mit Heimlichkeiten und Tabus umgeben, die dann schließlich den Gastgeber zu einem fremderen Menschen machen, als es der Gast in diesem Hause ist. So kommt ein Gespräch, das Vertrauen, die gegenseitige Nächstenliebe nie zustande.

Die Leute reden zudem viel weniger über uns, als wir allgemein annehmen oder befürchten, und wenn sie es tun, wenn sie es auf eine negative Art tun, was kann uns das schaden? Früher sagte man: «Wenn die sprechen wollen, dann sollen sie. Was schadet das? Schließlich schneiden die uns keine Scheibe Brot ab.» Was wir haben, ist redlich verdientes Gut. Jeder darf es sehen.

Und noch etwas: es gibt viele ältere Menschen, die selbst vor ihren Kindern ihre materiellen Verhältnisse verheimlichen. Manchmal ist es wirklich nur die mißtrauische Angst, die Kinder könnten nicht mehr aus Liebe nach Hause kommen, sondern nur, um festzustellen, was im Hause wo ist und was sie eventuell erben könnten. Natürlich werden die Kinder neugierig, wenn man alles vor ihnen versteckt. Sagt man ihnen aber klar und deutlich, wie die Sache steht, und was man selbst zu gebrauchen und zu benützen beabsichtigt, dann sind die Kinder glücklich und zufrieden. Ich habe in zwanzig Jahren seelsorglicher Arbeit wirklich noch nie erlebt, daß Kinder nur darauf warten,

einmal erben zu können. Man hat mir aber tausendmal erzählt: «Die kommen ja nur, weil sie etwas erwarten, und deswegen will ich ihnen alles verheimlichen.» Das ist keine gute Voraussetzung für ein harmonisches Verhältnis zwischen Verwandten, und daraus ergeben sich doch immer wieder diese Dinge, die dann auf so unglückliche Weise in der heiligen Zeit zu Weihnachten oder Ostern plötzlich aufbrechen und alle zusammen sehr traurig machen, obwohl das gar nicht nötig wäre.

Hilfeleistungen *Der liebe Gott bewertet unsere Liebe und nicht unsere Spenden.*

Auch wenn Sie selbst nicht sehr schreibfreudig sind, flattern Ihnen doch fast täglich Briefe ins Haus. Es sind dann zumeist Bettelbriefe. Sie sind gut gemacht, beschreiben Not und Elend und geben die Möglichkeit zu helfen. Sie beschreiben auch, daß man sich glücklich schätzen darf, wenn man da oder dort den Einzahlungsschein ausfüllt und damit geholfen hat. Natürlich entsprechen alle diese Bettelbriefe echten Anliegen. Diese Anliegen werden von den Behörden geprüft, die Stiftungen werden kontrolliert, die Hilfsorganisationen müssen Rechenschaft ablegen. Es ist sicher gut, wenn man an solchen Dingen Anteil nimmt und, wenn man etwas entbehren kann, auch hie und da hilft. Trotzdem sollte man dabei etwas vorsichtig sein.

Gerade Menschen, die sehr einsam sind, glauben oft, sie hätten dadurch, daß sie da und dort Geld hinschik-

ken, nun eine Art von Freunden gewonnen und seien dadurch nicht mehr ganz allein. Das stimmt in gewissem Sinne auch, und es liegt sicher ein Segen auf jeder Gabe, die man einem armen oder hilfsbedürftigen Menschen gibt.

Trotzdem ist es richtig, wenn sich der ältere Mensch, der diese Briefe bekommt, einige grundsätzliche Gedanken macht. Da gibt es zuerst einmal eine große Überlegung: soll man das, was man verschenken will, direkt einem hilfsbedürftigen Menschen geben, den man kennt, oder soll man es einer sehr bekannten, aber neutralen Organisation geben? Beides ist richtig, beides ist anzuraten, aber in beiden Fällen sollte eine gewisse Vorsicht und Überlegung nicht außer acht gelassen werden. Man muß zum Beispiel wissen, daß die ganz großen Hilfsorganisationen schon längst auch auf Computerbetrieb umgestellt haben. Wenn Sie also einmal eine kleine Gabe geschickt haben, ist Ihr Name und Ihre Adresse als Spender in einem Computer registriert, und für jedes neue Anliegen kommt automatisch der Brief zuerst wieder zu diesen Spendern, natürlich nicht ohne einen herzlichen Dank für das, was sie vorher schon gespendet haben.

Man soll mich nun nicht falsch verstehen, wenn ich zu einer zusätzlichen Vorsicht ermahne. Es sind nämlich Fälle bekannt, in denen hinter den Kulissen gewisser wohltätiger Organisationen auch ein Handel mit Spenderadressen getrieben wird. Eine Hilfsorganisation kann also von einer Adressenfirma eingespeicherte Spenderadressen für nicht wenig Geld kaufen. Wer solche Adressen kauft, weiß dann zum vornherein, daß er nur Menschen anschreibt, die gewissermaßen über den Computer als Spender bekannt sind.

Und hier, glaube ich, sollte man nicht zu jedem Bettelbrief, der ins Haus kommt, ja sagen.

Wenn dann dem möglichen Spender im genannten Bettelbrief mit fast religiösen Sätzen gewissermaßen noch der halbe Himmel versprochen wird, falls er nun den Einzahlungsschein ausfüllt, sollte man doppelt vorsichtig werden. Man sollte also abwägen, wem man Geld gibt und wohin man seine Spenden schickt. Es ist sicher schön, wenn irgendein kleines Bergdorf sich endlich einmal eine Kirche bauen kann. Wenn aber die reichsten Leute der Region dafür gar nichts geben und das Geld von wildfremden Menschen, die zu diesem Dorf überhaupt keine Beziehung haben, nur aufgrund von gutgemachten Bettelbriefen gespendet werden soll, ist das sicher nicht ganz richtig. Es gibt in solchen Fällen doch immer wieder direkte Anliegen, wo man sofort und auf beste Weise helfen kann.

Obwohl ich selber Seelsorger bin, kann ich nicht unbedingt daran glauben, daß man, wie der Volksmund sagt, «höher in den Himmel kommt, wenn man mehr Spenden macht». Eine Spende soll eine Gabe aus einem fröhlichen Herzen sein. Man soll wissen, wohin sie kommt, und man soll nicht eine direkte Dankbarkeit erwarten, sondern dann, wenn der Einzahlungsschein auf der Post ist, die Sache vergessen. Um «höher in den Himmel zu kommen», müssen wir bessere Menschen werden, nicht gute Geldspender sein. Wer zuviel gibt, macht etwas falsch. Wer gar nichts gibt, macht noch mehr falsch. Wer glaubt, mit einer Spende allein alles gutzumachen, macht alles falsch. Der liebe Gott hat keine Rechenmaschine für unsere Spenden, er schaut nur in unser Herz hinein, und das einzige, was er berechnet, ist unsere

Güte, unser guter Wille und unsere Nächstenliebe. Da ist zum Spenden viel Platz, aber es muß vernünftig gespendet werden.

Hoffnung

Hoffnung ist nicht das sinnlose Glauben an Verlorenes, sondern ein Geschenk, welches Kraft und Lebensmut gibt.

Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten sprach man von den drei höchsten Tugenden, den göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe. Über den Glauben und die Liebe wird sehr viel gesprochen, über die Hoffnung kaum. Was heißt Hoffnung?

Wenn ein Mensch, den wir sehr lieben, schwerkrank geworden ist, sagt der Arzt dann, wenn er sonst keine Antwort mehr weiß: «Jetzt bleibt nur noch Hoffnung.» Wir hoffen also im täglichen Leben dann auf irgend etwas, wenn wir nicht mehr daran glauben, daß es eintreten könnte. In diesem Sinn hat die Tugend der Hoffnung im Laufe der Jahrhunderte eine fast negative Bedeutung bekommen. Das entspricht aber nicht dem, was sie eigentlich sein sollte. Nach dem Sinn der heiligen Schrift ist Hoffnung etwas sehr Frohes und Aufbauendes. Wer hofft, gründet seine Sicherheit auf Gott und harrt in gespannter Haltung auf Ihn. Er sucht Zuflucht bei Gott, denn auf Ihn allein kann er sich stützen. Hoffnung ist ausharrendes Warten, Stillehalten, die Zukunft auf sich zukommen lassen, aller Hoffnungslosigkeit begegnen. Hoffnung wurzelt im Glauben. Wer auf Gott hofft, kann zudem seine Hoffnung nicht auf anderes setzen. Er muß die

eigene Selbstsicherheit preisgeben und sich dem Herrn anvertrauen. Die alten Christen haben deshalb die Hoffnung nicht als eine sehr unsichere und faden-scheinige Ausrede empfunden, sondern als ein Geschenk Gottes. Hoffen war schon gleichbedeutend mit Vorfreude auf die ewige Glückseligkeit. Deshalb steht der Ausdruck zwischen dem Glauben und der Liebe.

Es ist ein sehr trauriges Zeichen unserer Zeit, daß so viele Menschen die Hoffnung verloren haben. Sie hoffen nicht mehr auf das ewige Glück nach dem Tode, sie haben auch die Hoffnung verloren, daß es auf dieser Welt noch einmal besser werden wird. Besonders junge Menschen, die das Leben noch vor sich haben und eigentlich das Rad der Zeit in eine bessere Zukunft steuern könnten, reden von einem hoffnungslosen Zerfall der Natur, der menschlichen Gesellschaft und überhaupt von allem, was uns hier gegeben ist. So viel Pessimismus vereitelt jede Lust am Leben. Wenn Gott diese Welt geschaffen hat, dann hat Er sie bestimmt nicht so gemacht, daß wir als Menschenkinder durch einen grauen, hoffnungslosen Alltag gehen müssen und zuschauen sollen, wie Seine Schöpfung hoffnungslos zugrundegeht. Es gelingt aber immer wieder modernen Stimmungsmachern unserer Zeit, die selbst schon längst den Glauben und die Liebe verloren haben, unserer Jugend die Hoffnung zu nehmen, und damit wird für diese jungen Menschen das Leben trostlos und einsam. Nicht weil man das Gute und Schöne nicht mehr besitzen könnte, es ist ja da, sondern weil man es – bewußt oder unbewußt – einfach nicht mehr sehen will.

Man soll sich weder im Alltag noch im religiösen

Leben Unmögliches erhoffen und dann traurig sein, wenn es nicht eintrifft. Das wäre argloser Leichtsin. Man soll aber die Hoffnung im Glauben an die Liebe zu Gott und den Mitmenschen nicht aufgeben. Hoffnung auf etwas, das erreichbar ist, macht stark, macht glücklich und bringt uns tatsächlich dem möglichen Ziel näher.

Idealismus

Echte Idealisten machen keine Schlagzeilen.

Wenn ein Mensch in seinem Leben etwas Besonderes tut, sagt man, er sei ein Idealist. Man bewundert Idealisten, weil sie etwas tun, das sie an sich gar nicht tun müßten. Idealistisch ist zum Beispiel ein Mensch, der sich in besonderer Weise um Kranke kümmert oder um Haustiere, oder in irgendeiner Weise versucht, zu helfen, wo niemand hilft, dort zu sein, wo niemand sein will, eine Last auf sich nimmt, obwohl er es an sich viel schöner haben könnte.

Man trifft immer wieder Menschen im Pensionsalter, die auf eine ganz besondere Weise einen neuen, idealistischen Lebensinhalt gefunden haben. Man bewundert sie, aber man weiß auch, daß sie für Ihre besonderen Leistungen selten ein Dankeschön bekommen. Wenn man sie dann darauf anspricht, sagen sie ganz richtig:

«Ich mache das gar nicht, um gelobt zu werden. Ich will das Dankeschön nicht. Mir genügt, wenn ich es einfach tun kann.»

Ich glaube an diese Idealisten, aber ich glaube nicht ganz daran, daß ein Idealist in jedem Fall auf das

Dankeschön verzichten will, wir sind doch schließlich alle nur Menschen. Da schreibt ein Pfarrer in seinem Kirchenblatt, daß im nächsten Jahr ein Bazar zugunsten eines Jugendheimes stattfinden wird, und Sie werden nun aufgefordert, zu basteln, zu nähen und zu stricken und noch viele andere Dinge zu tun. Sie tun es auch, und Sie tun es für gar nichts, und Sie wollen kein Dankeschön. Wenn Sie dann aber einen Korb selbstgemachter wunderschöner Handarbeiten zur Sammelstelle bringen, sind Sie auch enttäuscht, wenn man Ihre Arbeit ohne ein gutes Wort entgegennimmt. Sie sagen dann: «Eigentlich wollte ich gar kein Dankeschön, aber irgend ein gutes Wort hätte ich doch erwartet.» Wenn Sie so denken, sind Sie kein Egoist, Sie sind einfach ein Mensch, der etwas Gutes getan hat und der wünscht, daß man dies auch sieht und ausdrückt.

Ich kenne ein Beispiel aus einer Pfarrei, wo eine arme Frau für einen Kirchenbazar eine ganze Reihe von Dingen gestrickt hatte. Sie brachte die Sachen zur Sammelstelle, der Pastor war dort, sie gab ihm die Ware in die Hand, er sagte: «Danke» und kehrte ihr den Rücken zu. Die gute Frau fragte dann den Pfarrer: «Sind Sie mit mir nicht zufrieden?» Darauf bekam sie die Antwort: «Ihre Nachbarin hat viel mehr gearbeitet als Sie!» In solchen Momenten des Lebens kommt der Mensch in eine ganz eigenartige Zwickmühle. Einerseits will er keine Dankbarkeit, andererseits ist er doch traurig, daß seine Arbeit nun überhaupt nicht geschätzt wird. Ich habe tatsächlich mit diesem Pfarrer anschließend darüber gesprochen und ihn gefragt, wieso er diese Frau, die das gespendete Material wirklich von ihrem Mund abgespart hatte, so

abschätzig behandelt hat. Sie werden staunen; der Pfarrer hatte eine Antwort, die sogar mich überzeugt hat. In diesen zwei Stunden, die angesetzt waren, um die selbstverfertigten Dinge abzuliefern, kamen nämlich über zweihundert Gemeindemitglieder und brachten ihre Waren. Es blieb dem Pfarrer also nur noch Zeit für ein kurzes Dankeschön, und er war selbst total überrascht, wie viele schöne Dinge er für seinen Bazar bekam. Er hätte gerne jedem einzelnen Spender die Hand gedrückt und gesagt: «Sie haben das nun besonders gut und besonders schön gemacht!», aber es ging einfach nicht, weil schon eine Reihe neuer Spender dastand und ihre Sachen abliefern wollte.

Ich möchte damit nur sagen, daß die Menschen im Grunde nicht so undankbar sind, wie das manchmal scheinen mag. Sie dürfen niemals traurig sein, wenn Menschen, denen Sie aus ehrlichem Bestreben etwas Gutes tun wollen, nicht gleich die richtigen Worte finden. Manchmal ist tatsächlich die Überraschung des Beschenkten so groß, daß er das Dankeschön wirklich vergißt, nicht aus bösem Willen, sondern wegen der ehrlichen Überraschung, die man ihm bereitet hat.

Man spricht nun aber neben den Idealisten auch von sogenannten «bodenlosen» Idealisten, Menschen, die den Kontakt zur Realität verloren haben und einem sturen Gedanken nachjagen, einem Gedanken, der auch Helferwille sein kann, in seinen Proportionen aber nicht mehr mit dem normalen Leben übereinstimmt.

Es gibt den Ausdruck «Katzenmutter». Niemand hat etwas dagegen, wenn man zu Haustieren gut ist. Wenn die Wohnung oder das Haus groß genug ist,

kann man auch mehrere Katzen halten, die sonst vielleicht auf der Straße herumstreunen würden. Wenn nun aber ein Mensch, den man zu Recht als bodenlosen Idealisten bezeichnet, in einer Zweizimmerwohnung dreizehn Katzen beherbergt, hat dies mit Tierliebe nichts mehr zu tun. Der idealistische Mensch hat in diesem Fall den Kontakt zum wirklichen Leben verloren. So ist echter Idealismus nicht gemeint.

Irgendjemand hat einmal gesagt, es sei viel leichter, bewundert von Tausenden als Held auf dem Schlachtfeld zu sterben, als jeden Tag alle kleinen Pflichten zu erfüllen. Mir scheint, so verhält es sich auch mit dem Idealisten. Es zählt nicht die große Tat, sondern es zählen die vielen kleinen Dinge, die jeden Tag auf uns zukommen. Wenn wir zusätzlich noch etwas ganz besonders Gutes tun wollen, ist das sicher gut und bringt uns auch eine besonders große Befriedigung. Wir sollten aber bei unseren sogenannten guten Taten nie darauf vertrauen, daß uns gleich ein großes Publikum applaudiert und feiert, weil wir Idealisten sind. Wir sollten unser gutes Werk in der Stille tun, dann wird sein Wert noch viel größer sein.